

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 19

Artikel: Schweigen [Fortsetzung folgt]
Autor: Storm, Theodor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671337>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweigen



V O N T H E O D O R S T O R M

Schweigend hatte er seinen Koffer gepackt, während die Mutter noch zwischen Päckchen und Schachteln umherhantierte. „Geh nur zu deiner Braut!“ sagte sie zu dem ihr müßig Zuschauenden; „es sieht hier öde aus; was übrig ist, besorge ich schon allein!“

Rudolf küßte die Hand seiner Mutter und ging. Als er die Dorfstraße eine Strecke weit hinabgeschritten war, sah er aus der Fahrpforte des Pfarrhauses einen Reiter sich entgegenkommen, der, wie es schien, bei seinem Anblick das Pferd in rascheren Gang setzte und dann im Galopp an ihm vorüberritt. „Bernhard!“ rief er; aber der Reiter hatte nur mit seinem Hut gegrüßt und war jetzt schon weit von ihm entfernt. Eine Weile blickte Rudolf ihm nach: „So laß ihn reiten!“ dachte er und ging langsam weiter. Als er an den Garten des Pastors gekommen war, sah er ein helles Kleid zwischen den Bosquetpartien schimmern, von welchen ein Steig zu einem Pfortchen nach der Dorfstraße hinausführte. Anna pflegte sonst um diese Stunde sich drinnen mit den kleinen Geschwistern zu beschäftigen; aber als er in den Garten getreten und den Steig hinabgegangen war, kam sie bei einer Biegung desselben ihm entgegen. „Du, Rudolf!“ rief sie. „Ich hatte dich nicht kommen hören.“

Es war nicht der sonst so frohe Klang in ihrer Stimme; auch sah sie ihn nicht an, da sie jetzt ihre Hand wie leblos in die seine legte.

Rudolf stutzte; die halben Worte seiner Mutter standen plötzlich vor ihm. „Was ist dir, Anna?“ sagte er. „War Bernhard hier? Ich sah ihn fortreiten; er muß doch eben erst gekommen sein!“

„Ja,“ entgegnete sie, ohne aufzublicken; „Bernhard wollte nicht bleiben.“

„Aber du hast ja rote Augen, Anna!“ Und ein kaum merkliches Bittern klang aus seiner Stimme.

„Ja, Rudolf,“ sagte sie und sah ihm voll ins Antlitz; „Bernhard hat mit mir gesprochen.“

„War das so traurig, was er mit dir zu sprechen hatte?“

Sie nickte: „Er hat — er wollte bei den Eltern um mich werben; er wußte ja noch nichts von unserer Verlobung.“

Rudolf war blaß geworden. „Nun, Anna?“ frug er stoßend.

„Ja, was denn weiter, Rudolf? Das konnte ich doch nicht erlauben.“

„Und darum weintest du?“

Er hatte diese Worte so laut hervorgestoßen, daß das Mädchen erschrocken um sich blickte; dann sagte sie ruhig: „Ja, darum weinte ich; begreiffst du das nicht, Rudolf?“

Er sah sie mit weit offenen Augen an: „Und darum hasse ich ihn!“ rief er in ausbrechender Heftigkeit; „und jeden, der seine Hand nach deiner auszustrecken wagt!“

Nur einen Augenblick stand sie betroffen; gleich darauf hatte sie ihr Schnupftuch hervorgezogen und wischte sich recht derb damit die Augen: „Schilt mich, Rudolf,“ sagte sie treuherzig, und ihre ganze süße Stimme klang in diesen Worten; „aber glaub nur, ich bin das nicht gewohnt, es hat mich sonst noch niemand haben wollen; er hätte doch auch sehen müssen, daß ich dir gehöre!“

Da riß er sie ungestüm an seine Brust: „Verzeih mir, habe Geduld! Auch ich muß erst lernen, so übermenschlich reich zu sein!“

Sie neigte nur das Haupt und ließ sich still umfassen; dann gingen sie mit einander in das Haus und waren zwischen Eltern und Geschwistern, bis auch dieser letzte Tag verging.

*

Während des Winters, der nun angebrochen war, wurde im Pfarrhause von unermüdblichen Händen an der Aussteuer der jungen Frau Försterin gearbeitet; die Mutter hätte gern wenig-

stens eins der neuen Sommerkleider mit grünem Band besetzt; aber Anna protestierte lachend und heftete das Band um ihren Sommerhut. Bisweilen kam auch der Pfarrer mit seiner Pfeife aus der Studierstube herüber, stand und nickte lächelnd seiner Anna zu, welche selbst die Schwester Käthe in deren Freistunden bei dieser heiteren Arbeit anzustellen mußte.

Weihnachten brachte den Besuch des Bräutigams und große Störung dieses fleißigen Treibens. Dann, nach der neuen Trennung, wurden den Brautleuten die Tage immer länger, zumal als noch einmal die Welt in Schnee begraben wurde und Anna von ihrer Arbeit, wie Rudolf aus dem Fenster seiner entlegenen Försterei, vergebens nach dem Briefboten aussah.

Endlich, unter den ersten Sonnenstrahlen des Aprils, der diesmal seinem Namen als „Eröffner“ Ehre machte, legte der väterliche Priester die Hände des jungen Paares in einander. Auch Bernhard als ein zwar ernster, aber wohlmeinender Gast war dessen Zeuge; er hatte einer verlorenen Hoffnung wegen nicht auch die Menschen selbst verlieren wollen. Noch vor dem Abschied hatten auf seine Bitte beide es ihm zugesagt, im Verlaufe des Sommers auf seinem, auch von ihrem neuen Wohnort nicht gar fernem Hofe einzufehren.

Dann unter dem Dache des inzwischen sauber hergerichteten Forsthauses kam der Beginn des jungen Ehelebens. Zwar hatten beide ihre volle Arbeit: Anna zu allem anderen mit einem aufgeschossenen Dorfkinde, das sie zum regelrechten Mägdedienst erziehen mußte, Rudolf die immer wiederkehrende Vertretung des kränklichen Oberförsters; aber die Arbeit selbst war jetzt ein Miteinanderleben. Oft auch — denn die Kunst der Wirtschaft war ihr angeboren, so daß sie immer noch ein Maß von Zeit für ihren Liebsten übrig hatte — begleitete Anna diesen auf seinen Berufswegen durch den Wald, sei es zu den Föhren, wo an den mächtigen Stämmen jetzt die Art erklang, oder in einen der Buchenschläge, wo die gefürchtete Nonnenraupe mit Vermüstung drohte.

Inmitten dieser herrschaftlichen Wälder, auf den alten Karten zu über vierzig Tonnen Landes angezeichnet, lag ein Bezirk, indem die kö-

niglichsten aller Bäume stehen sollten; aber, man wußte nicht, ob aus Liebhaberei oder infolge nachlässiger Bewirtschaftung der Vorbesitzer, seit wohl hundert Jahren hatte keine Art berührt, ja, wie es hieß, kaum eines Menschen Fuß betreten.

Der Graf freilich, in Begleitung Rudolfs und eines begeisterten Landschaftsmalers, war einmal mit Messer und Säbel eine Strecke weit in seinen „Urwald“ vorgeedrungen, und ein paar der wildesten Partien, welche der Maler auf die Leinwand gebracht hatte, zierte jetzt in der Residenz sein Arbeitszimmer.

Aber auch Anna, als Rudolf ihr davon erzählte, war im Uebermut des Glückes und der Jugend ein Gelüsten nach dem Abenteuer angekommen: zwar hatte jener anfänglich neckend abgewehrt, dann aber eines Sonntagmorgens, in Freuden über sein schönes reißiges Weib, ihr selber kunstgerecht das Kleid gegürtet; und so waren sie, auch im übrigen wohl gerüstet, zum Besuch des Urwaldes ausgezogen. Manchmal im wildesten Gestrüppe hatte sie atmend an seiner Brust geruht; aber auf seine Frage, ob es denn nun genug sei, immer lächelnd noch den Kopf geschüttelt, bis er dann aufs neue vor und über ihr das Zweiggewirr durchbrochen und sie sich endlich zu einer Richtung durchgekämpft hatten, wo ein bemooster Granitblock zum Ruhen einzuladen schien. Gegenüber, hinter einem schmalen Sumpfe, der vom Röhricht ganz durchwachsen war, stieg wiederum, anscheinend durchdringlich, das Gewirr des Waldes auf.

Aber nur Rudolf hatte sich gesetzt; Anna kniete zwischen einem Flor von Maililien, welche einen Teil der Dichtung überdeckten, und pflückte eifrig einen Strauß zusammen. Als sich ihre Hand allmählich füllte, wandte sie den Kopf: „So hilf doch, Rudolf! Ich für deine, du für meine Stube!“

Er schien es nicht zu hören: „Sieh nur,“ sagte er, indem er mit ausgestrecktem Finger gegenüber nach dem Dickicht zeigte; „wer sich nicht wollte finden lassen, mußte dort schwer zu suchen sein!“

Anna war aufgesprungen und sah ihn fast erschrocken an; aber schon hatte sie die Blumen

fortgeworfen, und in übermütiger Zärtlichkeit mit beiden Händen ihn umhalsend, rief sie heiter: „Versuch es nur, ich will dich dennoch finden!“

Ohne Blumen, in der Fülle ihres Glückes waren sie dann heimgegangen.

— — Bald danach war Annas Vater im Forsthaufe eingekehrt und mit Jubel von dem jungen Paar empfangen worden. Nur auf wenige Tage hatte sein Amt ihn freigelassen, aber er verstand es, die Stunden auszunutzen. Auch im Schlosse war man zum Abendtee gewesen; der Graf und der Pfarrer schienen sich gegenseitig zu gefallen. Während Rudolf die Frauen am Klavier um sich versammelte, standen jene im Gespräch in einer Fensternische: „Ohne Zweifel,“ sagte der Graf, „ich halte ihn für recht befähigt, nur etwas zaghaft noch; aber man muß der Jugend etwas zutrauen, und so hab ich's denn auch mit ihm im Sinne.“ Der Pastor nickte: „Erzellenz wollen nachträglich die Männererziehung noch dazu tun!“ — „Ich denke, wir verstehen uns, Herr Pastor!“ Und sie lauschten nun auch dem meisterhaften Spiel des jungen Försters.

Am anderen Abend saß der Pastor wieder im Familienzimmer seines Pfarrhauses, und wenn die gute Frau Pastorin in seiner Erzählung auch vergebens auf den romantischen Zauber des Jägerlateins wartete, so ließ er selber sich doch behaglich von der jetzt Ältesten, seiner Rätin, den brennenden Tibibus für seine Pfeife bringen.

— — Es war im Juli an einem Sonntag-nachmittage, als die jungen Eheleute in der warmen Sommerluft vor ihrem Hause saßen, wohlgeborgen unter der alten, weithin schattenden Eiche, deren Laub jetzt im sattesten Grün erglänzte. Die Kaffeestunde ging zu Ende, und Anna erhob sich und nahm das Geschirr von dem selbstgezimmernten Säulentische, um es ins Haus zurückzutragen. Nur sollte ihr das nicht ohne Hindernis gelingen; als sie an Rudolfs Sitz vorbei wollte, umschloß er sie mit beiden Armen, und so stand sie gefangen und wagte mit ihrer zerbrechlichen Bürde sich nicht zu rühren. Lächelnd blickte sie zu ihm nieder; das Schweigen des Glückes lag auf beider Antlitz.

Ueber der Haustür auf dem alten Geweih des Sechzehners, das sich bis in die grünen Zweige hinausstreckte, zwitscherte eine Schwalbe und flog dann über ihren Köpfen wieder in den Sonnenschein hinaus; nur von der seitwärts am Waldesrande sich entlang ziehenden Wiese tönte nach wie vor das Summen der Millionen schwebenden Gezieters; mitunter erhob es sich wie übermütig, als wollten sie den Menschen ihre kurze Sommerherrschaft fühlen lassen; dann sank es wieder wie zu leisem Harfenton.

Unwillkürlich hatten beide hingehorcht. „So hör ich's gern,“ sagte Anna; „nur sollen sie mir nicht ins Zimmer kommen.“

Rudolf bejahte nachdenklich: „Aber sie kommen ungefragt; horch nur, es klingt ganz zornig, und sie dürsten auch nach unserem Blute.“

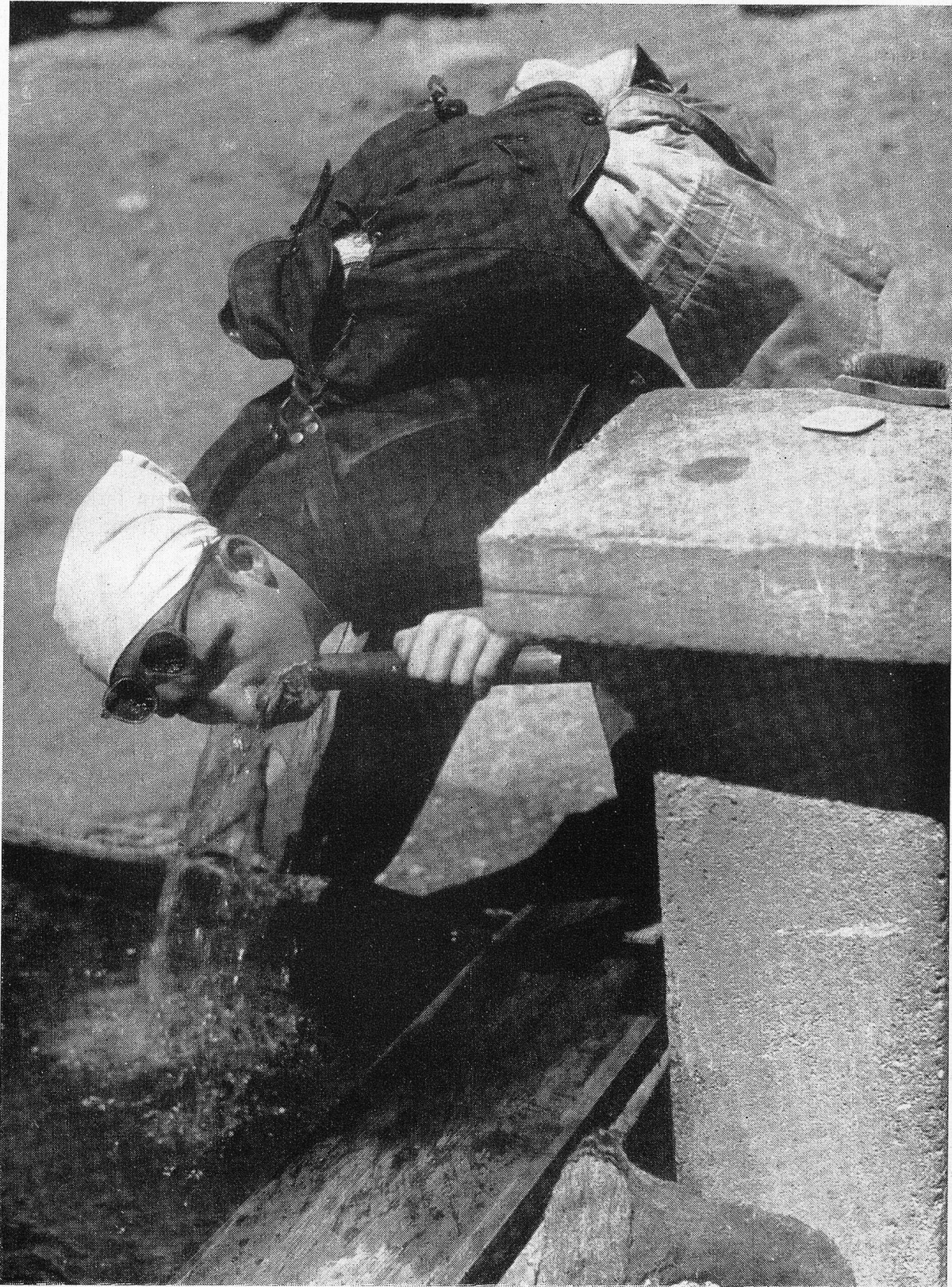
„Laß sie,“ versetzte heiter die junge Frau: „das Tröpfchen wollen wir ihnen gönnen.“

Ueber Rudolfs Augen flog es wie ein Schatten, und er schloß die Arme fester um die schlanken Hüften seiner Frau. „Meinst du?“ sagte er gedehnt. „Es gibt eine schwarze Fliege, diese Sommerglut brütet sie aus, und sie kommt mit all den anderen zu uns, in dein Haus, in deine Kammer; unhörbar ist sie da, du fühlst es nicht, wenn schon der häßliche Rüssel sich an deine Schläfe setzt. Schon mancher hat sie um sich gaukeln sehen und ihrer nicht geachtet, denn die wenigsten erkennen sie; aber wenn er von einem jähen Stiche auffuhr und sich, mehr lachend noch als unwillig, ein Tröpflein Blutes von der Stirn wischt, dann war er bereits ein dem Tode verfallener Mann.“

Anna hatte mit verhaltenem Atem zugehört; nun fuhr sie mit der freien Hand ihm über Stirn und Haare: „Du könntest einem bange machen, Rudolf; aber ich will diese schwarze Fliege fortjagen, denn sie kommt aus deinem Hirn und soll mir nicht dahin zurück; ich habe nie von diesem Spuk gehört.“

Er ließ sie gewähren; nur seine Augen suchten in zärtlicher Angst die ihren festzuhalten. „Aller Spuk ist selten,“ sagte er leise; „aber die schwarzen Fliegen sind doch wirklich da!“

„Nein!“ rief sie, indem sie sich zu ihm neigte und, das Brett mit Rannen und Tassen emporhebend, es anmutig fertig brachte, ihm den



Gibt es etwas Köstlicheres nach einer langen, aber herrlichen Wanderung?

Mund zum Kuß zu reichen; „nein, Rudolf, nun sind sie alle fort! — Und nun laß mich!“ setzte sie hinzu, da eben die Magd die neueste Zeitung auf den Tisch legte, welche, wie gewöhnlich um diese Zeit, des Oberförsters Knecht ihr ins Küchfenster hineingereicht hatte. „Nun studier deine Zeitung und sieh zu, ob auch etwas für deine Frau darin ist!“

Er hatte sie freigelassen und sah ihr nach, da sie in das Haus ging; dann nahm er die Zeitung und begann zu lesen. Aber er las nur obenhin und ließ oft die Hand, welche das Blatt hielt, sinken; erst als er auch die letzten Spalten überflog, wurde seine Aufmerksamkeit gefesselt, jedenfalls schienen seine Augen über eine Notiz von wenigen Zeilen nicht hinaus zu kommen. Es mochte nichts Heiteres sein, denn schwere Stirnfalten drückten seine Augenlider, während er noch immer darauf hinstarrte; oder hatte Frau Anna doch die schwarzen Fliegen nicht verjagen können? Plötzlich erhob er sich und legte die Zeitung auf den Tisch, indem er zugleich nach seinem Gute langte, den er über sich an einem Zweige aufgehängt hatte.

Aus dem offenen Hausflur rief die Stimme seiner Frau: „Was willst du, Rudolf? Gehst du fort?“

„Nur zum Andrees!“ rief er zurück; „er soll den Köder in den Fuchseisen noch erneuern!“

„So wart doch wenigstens, bis die ärgste Blut vorüber ist!“

Aber er winkte nur noch mit der Hand und war bald auf dem Wege, der an des Förstwärters Haus vorbei zum Walde führte, hinter dem Gebüsch verschwunden.

Was Rudolf in der Zeitung gelesen hatte, lautete wörtlich wie folgt:

„Am letzten Dienstage, so wird von gläubhafter Seite uns berichtet, saß der erst kürzlich verheiratete Hufschmied Br... zu Wallendorf nach Feierabend mit seiner Frau im Wohnzimmer. Das Gespräch zwischen den Eheleuten war eine Weile stumm gewesen, als der Mann wieder anhub: „Heute sind es gerade dreizehn Jahre, daß ich von einem tollen Hund gebissen wurde! Man sagte mir damals, ich solle mich nicht verheiraten; aber es hat mir bis jetzt noch nichts

darum geschadet.“ Die Frau, welche erst in diesem Augenblick von jenem Vorgang hörte, erschrak heftig; noch mehr aber, als sie jetzt in das plötzlich verzerrte Antlitz ihres Mannes blickte. Und kaum waren einige Minuten verflossen, als die Nachbarn auf ihr Geschrei herbeieilten und den Unglücklichen, bei dem schon alle Zeichen von Tollwut ausgebrochen waren, an Händen und Füßen fesseln mußten.“

Das war es, was Rudolf gelesen und was so ganz von ihm Besitz genommen hatte, daß er allem übrigen sein Ohr verschloß. Und jetzt auf dem einsamen Wege kamen ihm die Worte, die einzelnen Sätze in ihrer Reihenfolge immer wieder; er suchte anderes zu denken: an seine Mutter, an Anna, sogar an des Herrn Grafen Erzellenz; aber es half nichts, es waren immer nur die schwarzen Buchstaben in ihrem kleinen Zeitungsdruck, die unabweisbar an ihm vorüberzogen.

In der Hütte des Waldwärters traf er diesen nicht daheim; er ging wieder hinaus, ohne auch nur der anwesenden Frau den einfachen Auftrag mitzuteilen. Erst nach einer Weile bemerkte er, daß er nicht den Rückweg nach seinem Hause eingeschlagen hatte, sondern mitten im Walde auf einem Wege schritt, der zwischen hohen, finstern Tannen ausgehauen war. Endlich begann er seiner Gedanken Herr zu werden: was wollte jene furchtbare Geschichte denn von ihm? Ihn hatte niemals, weder ein toller noch ein anderer Hund gebissen, und im übrigen — wer konnte aller Menschen Leid mitfühlen wollen? Wog es nicht vielleicht noch schwerer als der Menschheit Sünden, die doch nur Gottes Sohn auf sich genommen hatte?

Grübelnd blieb er stehen; aber es war ja auch kein Mitleid, das er fühlte, er hatte sich ja selber nur belügen wollen! Nein, nein, kein toller Hund; aber — jenes andere, was er nicht zu denken wagte, was er hinter sich in Nacht begraben wähnte! Wenn es wieder käme — nach zehn, nach zwanzig Jahren? Oder — wer könnte wissen — vielleicht schon jetzt, noch eh der Herbst die Blätter von den Wäldern segte!

(Fortsetzung folgt)